

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 70.

Donnerstag, 23. März.

1916.

(16. Fortsetzung.)

Sintje.

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Alara Hohrath.

(Nachdruck verboten.)

Ohne hinaufsehen fühlte Sintje, die neben dem Stuhl kniete, in den Papa Loone gesunken war, daß es die Großmutter war, und daß ihr durchdringender Blick auf ihr ruhte.

Mit hypnotischer Gewalt wurden nun ihre Augen zu denen der Großmutter hingezogen. Die Großmutter aber sah sie so böse, so verächtlich, so erbarmungslos an, daß es Sintje einen Schauer durch den Leib jagte.

„So, da bist du wieder“, jagte die Stimme der Großmutter endlich, und diese Stimme war ebenso kalt und verächtlich wie ihr Blick. „Du siehst gut aus. Dein reicher Liebhaber scheint dich gut gesättigt zu haben. Wozu denn bist du hierher gekommen? Was suchst du hier? Damit du mir nicht mit unnötigen Bitten kommst, will ich dir gleich eins sagen: Eine Enkelin habe ich nicht mehr. Seit dem Tage, wo sie sich einem Reichen für Geld und ein gutes Leben verkauft hat, ist sie tot für mich. Wäre sie vorher gestorben, ich hätte um sie geweint. Aber das wäre dem lieben Gott nicht grausame Strafe genug gewesen für das freche alte Weib, das nie vor ihm auf den Knien gerutscht hat und sich nie gescheut hat, ihn ungerecht und lieblos zu schelten. Nein, das war ihm nicht Strafe genug. Du, meine Rechte, die du mir wider meinen Willen ans Herz gemacht warst, du mußtest hingehen und dich von einem Reichen für Geld kaufen lassen. Haben sie mir nicht einst mein Haus auch für Geld abkaufen wollen? Ich hab's ihnen vor die Füße geworfen! Du aber hast gierig deine Hände ausgestreckt nach dem schmutzigen Schandgeld und dich mit seidenen Lappen behängt und dich vollgefressen. Dich kenne ich nicht, du hast nichts von meinem Blut, eine fremde Dirne bist du! Es lohnt nicht der Mühe, daß Domske dir den Liebhaber wegschöb, der törichte Junge hätte sich die Mühe sparen können. Es gibt der Reichen noch über genug, und du bist eine d'el Trap, die kommen gut durchs Leben, die lassen sich vom Almosen der Reichen verpflegen bis an ihr Ende. So hat's dein Großvater schon gehalten. Nun sieh du zu, wo du weiterhin Aufnahme findest, wer dich ferner unterhalten will. In dieses ehrliche Haus gehörst du nicht. Fort! Hinaus!“

Aber Sintje gehorchte dem drohenden Befehle nicht. Sie lag auf den Knien, das blasser Gesicht erstarrt, die Augen wie in einem bösen Wahn auf die Großmutter geheftet. Da wandte diese die Augen von der versteinerten Jammergestalt des Mädchens ab, die weißen, buschigen Brauen zogen sich drohend zusammen. Sie sah jetzt die Enkelin nicht mehr, beschwörend reckte sie die hageren Arme aus gegen eine unsichtbare Gewalt.

„Nur das eine tu mir nicht an! Nicht schwach laß mich werden und nicht in wehrlose Demut verfallen vor meinem Ende. In meinem Horn sollst du mich sterben lassen, im Horn will ich dahinfahren!“

Unten in der Schenkstube wurden Stimmen laut. Das weckte die Heze aus ihrer starren Verzückung. Schwankend, wie eine Trunkene, tastete sie sich die Treppe wieder hinunter.

Papa Loone saß noch immer regungslos da, mit demselben blöden, verständnislosen Ausdruck auf seinem faltenreichen Komikergesicht. Er hatte von der Rede der Alten nichts verstanden.

Sintje wandte die verzweifelte Augen zu ihm. „Bist du auch so erbarmungslos streng wie die Großmutter? Sagst du mich auch voller Verachtung von dir?“ fragte ihr jecher Blick. Der Großmutter Worte klangen ihr weiter in den Ohren. Es lohnte der Mühe nicht, daß Domske dir den Liebhaber erschöpf!

Also darum hatte Domske den Staatsanwalt gemordet? Er hatte sich in der Persönlichkeit geirrt! Jan l'Grand hatte er für ihren Liebhaber gehalten. Auf dem Blumenfesto mußte er René gesehen und ihn mit Jan, den er nur in der Verkleidung gekannt hatte, vertauscht haben. Hatte sie nicht auch die Ähnlichkeit bei der ersten Begegnung gesoppt? Also trug sie die Schuld daran, daß Domske zum Mörder geworden war! Er hatte die kleine Schwester rächen wollen, deren traurige Geschichte ihm wohl vom Portier des Volkshauses erzählt worden war. Sie war schuld an Domskes verbrecherischer Tat, wie durfte sie da dem armen Vater noch in die Augen sehen?

Papa Loone stöhnte. Er sah mit wirrem Blick um sich, als erwache er aus einem Traume.

„Also kann ich mein altes Theater verkaufen und alle Marionetten“, sagte er vor sich hin, „und in eine Stube ziehen und einmal den Tod erwarten. Ganz allein!“

Sintje ließen die Tränen über das Gesicht. Aber sie getraute sich nicht, ihn anzusehen: „Daß mich dir eine Tochter sein, laß mich versuchen, dir durch liebevolles Sorgen ein wenig den Sohn zu ersetzen!“

Wie hätte sie das gedurft, sie, die die Schuld an Domskes Verbrechen trug?

Geräuschlos stand sie auf und schlich aus der Stube und die Treppe hinunter auf die Straße.

Im Windgange standen viele Neugierige umher. Wie eine Verbrecherin kam sich Sintje vor. Sie wunderte sich, daß die Leute nicht mit Fingern auf sie zeigten und ihr häßliche Schimpfnamen gaben. Mühsam schleppte sie sich vorwärts. Wenn ihr nicht die Zuflucht bei Mère Marie gewinkt hätte, die Lebensbürde wäre ihren jungen Schultern jetzt wohl zu schwer geworden.

Zu den Gerichtsverhandlungen gegen den Attentäter des Staatsanwalts Jean de Groot wurden viele Marolliens als Zeugen vorgeladen. Unter ihnen auch Sintje. Jean de Groot, dem Domskes Augen nur eine ungefährliche Verletzung am Oberarm zugefügt hatte, hatte sie zu sich bestellt in sein Privatzimmer, um unter vier Augen mit ihr zu sprechen. Sintje getraute sich nicht, zu dem großen Staatsanwalt, der doch niemand anderes war als Jan l'Grand, ihr einstiger Freund aus dem Bouchonellekeller, die Augen aufzuheben, aber das

Testamentbüchlein, das er ihr geschenkt hatte, das hielt sie zwischen die kalten Finger geklemmt.

Da sprach er freundliche und beruhigende Worte zu ihr, unter denen alle Scheu und Besonnenheit langsam von ihr wich. Sogar Domfes Angriff wußte er in entschuldigendem Lichte hinzustellen. Er kannte ja des Puppenonkels Lebens und den Grund, der ihn zu dem Racheakt getrieben hatte.

„Jeder Mensch hat das Recht, gegen seinen Feind zu kämpfen, nur muß er die Waffe richtig wählen, und darin hat Domfe es verstanden“, sagte Jean de Groot. „Versteh mich richtig, Fintje! Auch ich steh in den Reihen der Kämpfer, aber nicht gegen euch Marolliens, sondern mit euch zusammen möchte ich vorgehen gegen Unrecht und Ungerechtigkeit. Ich habe die Anklagen, die deine Großmutter gegen die Geleke und ihre Vertreter erhob, nicht vergessen. Ich weiß aber, daß wir nicht mit Schießwaffen und bösen Worten für das Recht zu Felde ziehen dürfen, sondern nur mit den Waffen, die in dem kleinen Buch, das du da in den Händen hältst, verzeichnet stehen. Das sind die Gebote, die Christus, der größte aller Gesetzgeber, der Welt gegeben hat. Sieh, mit diesen Geboten sollten die Unzufriedenen des Quartier des Marolliens ankämpfen wider das Böse in ihnen und außer ihnen, dann würden sie bald nicht mehr zum Justizpalast aufsehen wie zu einem drohenden Schreckgespenst. Begreifst du das, Fintje? Und willst du versuchen, mir zu helfen in diesem schweren Kampf wider das Böse?“

Da blickte Fintje schnell zu ihm auf. „Glaubst du denn, ich könnte, ich dürfte — du, der du jetzt meine ganze Lebensgeschichte kennst — glaubst du wirklich, ich dürfte?“ fragten die schwarzen, schimmernden Augen. „Kämpfen darf jeder, auch du darfst es! Wir haben viele Herzen und Hände nötig in dem großen Kampf“, antwortete er auf die stumme Frage. „Du hast mein Büchlein treu bewahrt, hast du auch darin gelesen?“

Erglühend senkte Fintje den Kopf. Nicht mehr als die beiden geschriebenen Namen auf der ersten Seite hatte sie gelesen, und um den gedruckten Inhalt hatte sie sich nicht gekümmert.

Nun reichte er die Hand zum Abschied und sagte ernst: „So hol es jetzt nach und lies in deinem Buch! Es wird dir den rechten Weg weisen. Und nun loß wohl! Und tapferen Mut und viel Sieg ist mein Wunsch für dich auf den Weg, kleine Schwester!“

* * *

Die Marolliens standen eng zusammengedrängt hinter der absperrenden Schnur im grün und schwarzen Schwurgerichtssaal des Justizpalastes, als der Gerichtshof den Urteilspruch fällte über einen aus ihrer Mitte, über Papa Loones Sohn, den Marionetten-Domfe. Über den Angeklagten wurde eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten verhängt.

Nach Verkündung dieses Urteilspruchs sahen sich die Marolliens bedeutungsvoll an und sagten zueinander: „Er ist gnädig davon gekommen, er muß einen Fürsprecher bei den gestrengen Herren gehabt haben.“

Dann trollten sie sich heim. Sie hatten nicht weit. Nur die hunderteinundsiebzig Stufen hatten sie hinuntergestiegen von der „Salle des pas perdue“ bis in die alte „Rue des Minimes“, und sie waren zu Hause. Denn sie wohnten ja alle im Schatten des Justizpalastes.

* * *

Fintje saß nun in Mère Mariens stiller Stube und las in Jans Büchlein.

Mère Marie war in dem Testament längst zu Hause, die kannte es zur Hälfte auswendig. Fintje verstand ohne Deutung, was sie las. Warum also hatte der Priester im Beichtstuhl nur gesagt: „Für Vaten ist dieses Buch nicht geschrieben?“ Er hatte es wohl selbst nicht gelesen.

Aber Jan de Groot, der hatte es gelesen und verstanden, ebenso wie Mère Marie, und wie sie es jetzt verstand. Und Jan de Groot rechnete auf ihre Mithilfe in dem großen Kampf wider die Sünde. Er hatte Ver-

trauen zu ihr, immer noch! Er hatte sie „kleine Schwester“ genannt.

Mère Marie lächelte über den fanatischen Eifer, der Fintje so plötzlich erfaßte und gewaltiam emporriß aus ihrer dumpfen, hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Und Mère Marie wollte dem erregten Fintje jetzt plötzlich zu zurückhaltend scheinen, zu wenig begeistert, zu still für den großen Kampf der rettenden Liebe. War Christus nicht unter das Volk gegangen, hatte er nicht gepredigt und gehoffen Tag und Nacht? Und Mère Marie blieb still in dem Hause mit der Inschrift: „Gott ist die Liebe“ und wartete, daß die Hilfsbedürftigen zu ihr kämen. Sie machte die Betten und reinigte die Stuben und sorgte für die Mahlzeiten, und wenn einer ihr sein Leid klagte, tröstete sie ihn, mehr zwar mit den verstehenden Augen als mit Worten. Aber sie ließ nicht mitten in das Elend hinein, um zu retten, was nur irgend zu retten war.

„Ich habe es einst auch versucht, Kind. Ich bin zu den Deuten gegangen“, sagte Mère Marie. „Jetzt bin ich bescheiden geworden und hebe nur auf, was Gott mir in den Weg legt.“

„Ja“, sagte Fintje mit entschuldigendem Verständnis, „Ihr seid eine Dame, Ihr sprecht eine andere Sprache und habt eine andere Art. Ihr konntet die Marolliens nicht verstehen, und sie Euch nicht. Als eine Fremde sahen sie Euch feindlich an, und da Ihr die Uniform der Heilsarmee truget, scheuten sie sich vor Euch. Das glaube ich wohl. Aber ich bin hier geboren, ich bin von ihrer Art, ich bin nur das Fintje, ich kann in alle Häuser laufen, vor mir scheuen sie sich nicht.“

„Und was willst du tun in ihren Häusern?“ fragte die erfahrene Freundin, ihrem Schützling mit kühlender Hand über das fieberheiße Gesichtchen streichend.

„Ich werde angreifen und helfen, wo ich kann“, sagte Fintje mit funkelnden Augen zu ihr aufschauend. „Die Kranken werde ich pflegen und die Kinder hüten und ihnen die Kleider flicken. O, es gibt so viel, so viel bei den Armen zu tun! Und wenn sie mich fragen: Warum tust du uns das? dann sage ich ihnen: Weil ich euch lieb habe, wie Gott es befohlen hat, und wie ihr euch auch untereinander lieben sollt, und von der Sünde lassen, um glücklich zu werden!“

Mère Marie hielt sie nicht länger zurück.

Fintje stürzte sich in diesen neuen schweren Kampf mit demselben Ungestüm, mit dem sie sich einst in den lustigen Tumult der Kirnnes gestürzt hatte, ungeduldig und leidenschaftlich.

Sie lief in die abgelegenen Gänge und Gassen, wo sie und ihre traurige Geschichte nicht bekannt waren, stieg in moderige Keller hinab und hinauf in armselige Dachkammern. Sie fand Elend und Arbeit genug.

Häufig wurde sie voll höhnischer Bewunderung abgewiesen, von manchen auch über Gebühr ausgenutzt und hintendrein verachtet. Andere wieder, hauptsächlich Kranke, milde Frauen und Kinder, klammerten sich an sie als an eine unverhoffte Hilfe, die sie nicht wieder fahren lassen wollten. Aber Fintje mußte weiter, sie glaubte nicht stehen bleiben zu dürfen in diesem Kampf, dessen Schlachtfeld sich so endlos vor ihr ausdehnte.

Sie riß sich los von den Schwachen und den Kindern, die ihr alles versprochen, was sie wollte, und lief mutig mitten in das lastervollste Elend, wo die Rettung am meisten nützt. Da wurde sie von den Frauen mit mißtrauischen Blicken angesehen: „Warum kommst du ungebeten her und arbeitest für uns ohne Lohn?“

Sie glaubten nicht an ihre Antwort. Die Männer lachten, weil sie sich einbildeten, Fintjes geheime Beweggründe zu verstehen, und wollten ihr ihren Echarfsmut und ihre Dankbarkeit auf dunklen Treppenecken deutlich zu verstehen geben. Dann wurde aus Fintje, der Volksretterin, sogleich ein zorniges, feindliches, wildes, kleines Mädchen. Sie gab Hohn für Hohn und Schimpf für Schimpf zurück und rannte mit flammenden Augen und radsüchtigem Herzen zu Mère Marie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Im toten Verdun. Der deutsche Angriff auf Verdun hat die Stadt mit einem Schläge aus einem tätigen, von frischem Leben erfüllten Orte in eine Stätte der Ode, der Verlassenheit und des Schweigens verwandelt. Wie schwer die jungsten Erruiffe des Krieges auf Verdun lasten, geht aus einer Schilderung hervor, die der „Daily-News“-Berichterstatler von der französischen Front aus seinem Blatte sendet: „Als ich 6 Wochen vor Beginn der deutschen Offensive nach Verdun kam, lebten die Bürger der Stadt in hoffnungsfroher Gemütsverfassung und im Gefühl allgemeiner Sicherheit. Heute gibt es in ganz Verdun überhaupt nur noch drei Zivilpersonen, die es gewagt haben, in der bombardierten Stadt zu verbleiben. Der Gasthof, in dem ich bei meinem letzten Aufenthalt übernachtete, ist zwar noch ziemlich unversehrt, doch sein Anbau wurde durch ein schwarzes Granate in Splitter und Staub verwandelt. Das Kaffeehaus gegenüber wurde von mehreren Geschossen getroffen, die sein Giebeldach in phantastische Felsen gerissen haben. Die Kathedrale ist mit Ausnahme einiger Fenstersteine ganz geblieben. Die Straßen sind völlig leer und verwüstet, die Fensterläden der meisten Häuser sind geschlossen. Nur hier und da hört man das Schreien eines bei der überstürzten Nacht der Bewohner zurückgelassenen Haustieres, das zu langsamem Hungertode verdammt ist. Viele Gehöfte sind durch Explosionsgeschosse für alle Zeiten vernichtet. Manchmal sieht man in all der Verwüstung einen Pfeiler, ein Ornament oder eine Steinfigur, die auf unerklärliche Weise heil geblieben sind. Diese zerstörten Wohnungen und Pavenlager werden von Gendarmen bewacht, um Plünderungen zu verhindern, da die meisten Wohnungen in der Eile garnicht abgeschlossen worden waren. Durch das Fenster eines offenen Hauses erblickt man noch einen für 6 Personen gedachten Tisch, die Statten sind noch halb, die Familie ist verschwunden. Äpfel und Apfelsinen liegen noch auf den Tellern. Überall erblickt man Ode und trostlose Verlassenheit. Tote Häuser in den toten Straßen einer toten Stadt, deren Trümmer von eifrigen Kinematographen aufgenommen werden, die die einzigen Besucher dieser zerstörten Viertel sind.“

Theater, Fußball und Krieg in England. John Bulls Geldsorgen sind allmählich so groß geworden, daß er sich selbst dort mit dem Gedanken der Besteuerung befreunden muß, wo alle Schichten des englischen Volkstums sich am empfindlichsten betroffen fühlen. Denn Theater, Varietés, Zirkus und Singpielhallen waren dem Durchschnittsengländer bisher el nse heilig und teuer wie der Sport, vor allem das vergötterte Fußballspiel. Nun sollen auch die Theater und die sportlichen Veranstaltungen besteuert werden, und wenn der „Daily Chronicle“ seinem Publikum diese Maßnahme als äußerst empfehlenswert mundgerecht zu machen sucht, so er-

hellst hieraus mit großer Deutlichkeit, wie arg die Geldklemme ist, in der die Kriegsleitung jenseits des Kanals sich befindet. „Gegen die Besteuerung der Theater, Singpielhallen, Pferderennen, Fußballkämpfe und ähnlicher Vergnügungen“, sagt das Londoner Blatt, „ist nichts weiter einzumenden, als daß man vielleicht hierzu einen neuen Beamtenapparat benötigt, der umständlich und kostspielig ist. Wenn dies vermieden wird, ist die genannte Besteuerung nur zu empfehlen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß man durch eine derartige Verringerung der Vergnügungen und sportlichen Veranstaltungen viel Geld für dringendere Zwecke sparen würde. Wenn heute Theater und Kinos besucht, soll ruhig mehr dafür zahlen, und wenn er dies nicht will oder kann, darauf verzichten. In beiden Fällen wird Geld gewonnen. Denn nicht nur das für die Vergnügungen ausgegebene Geld kommt in Betracht, sondern man muß auch die Kosten in Erwägung ziehen, die zur Unterhaltung der Veranstaltungen und Unternehmungen erforderlich sind. Wenn die Hälfte der Theater geschlossen würde, könnte man die Kohlen für ihre Heizung, den elektrischen Strom für ihre Beleuchtung ersparen und die Arbeitskräfte der Angestellten den Kriegsarbeiten dienstbar machen. In diesen Zeiten, da die überflüssige Ausgabe jedes Schillings ein Verbrechen ist, ist es sündhaft, so viel ins Theater zu laufen und Geld für Kinos auszugeben, das wahrhaftig nötiger gebraucht wird. Darum erscheint es wünschenswert, daß eine Zahl Vergnügungsetablissemments, Theater und Klubs durch Besteuerung zum Schließen gezwungen werden, und daß man das für Fußball- und Golfwettkämpfe angewandte Geld durch strenge Maßregeln zu ersparen trachtet.“ Der „Daily Chronicle“ führt eine gewagte Rede. Denn wer England kennt, weiß, daß man dort nicht an Belustigungen und Sportvergnügen tasten darf, ohne von den schwerwiegendsten Gründen geleitet zu sein. Wo find der Stolz und der Reichtum Albions, wenn man Klubs schließt und den Fußball bohlottiert! . . . Hier haben wir ein englisches Barometer, das nicht trügt, und man kann wohl sagen, daß es auf „schlechtes Wetter“ steht. . .

Die Modifarben des Frühjahrs sind überraschend mannigfaltig. Neben dem wieder hochmodernen Schwarz-Weiß in geistreich oder in allen Größen lariert, ist Blaugrau, Stahlgrau, Rostengrau, Silbergrau und ein ganz liches Weißgrau hochmodern. Daneben ein feines „Beige“, Graubraun, Schokoladefarbig und Kastanienbraun. In Kupferfarbig ist eine äußerst vornehme Farbenschatierung namentlich in weichen, fließenden Stoffen von vornehmer Wirkung. Mit ihm weiteifert ein lattes Riefrot um die Gunst des Tages. In Grün sind auch verschiedene Farbengebungen vorhanden: so ein helles Melode, ein Maigrün mit bläulichem Einschlag, ein gedämpfter Tütenblau und ein frisches Königsblau. Vereinzelt violette, stark gedämpfte Farbtöne geben dem ganzen Bild der kommenden Modifarben des Frühjahrs einen ausgleichenden Einschlag, so daß sie sich gleichsam zu einem harmonischen Ganzen ordnen, in dem es keinen störenden, allzu farbenfrohen Kontrast gibt.

Technische Streifzüge.

(Nachdruck verboten.)

Die Baukunst auf dem Kriegsschauplatz.

Von Th. Wolf-Friedenau.

Unter den zahlreichen und verschiedenartigen technischen Aufgaben, die auf dem Kriegsschauplatz notwendig werden und deren Eriedigung teils in den Händen der Pioniere, teils der Kampftruppen selber liegt, sind die bautechnischen Arbeiten von besonderer Wichtigkeit. Die Bautechnik des Kriegsschauplatzes ist ein Kapitel für sich, das eben so zahlreiche wie verschiedenartige Aufgaben umfaßt.

Zu den bautechnischen Arbeiten, die den technischen Truppen des Kriegsheeres zufallen, gehört zunächst der Lagerbau, d. h. der Bau geeigneter Unterkunftseinrichtungen, die für längeren oder kürzeren Aufenthalt der Truppen bestimmt sind. Für kürzeren Aufenthalt bzw. für das Biwak reichen die Zeltausrüstungen aus, die die Truppen mit sich führen, und aus denen schnell und leicht Zelte verschiedener Bauart, sowohl solche für trockenes und warmes wie auch andere für nasses und kaltes Wetter, hergestellt werden können, und bei guter Jahreszeit reichen die tragbaren Zelte sogar auch für einen längeren Aufenthalt aus. Zumeist aber müssen, wo ein längeres Verweilen der Truppen an einem Orte in Aussicht genommen ist, feste Lagerbauten, geschlossene Unterstandsräume in Form fester Hütten, aufgeführt werden, was nicht von den Truppen selbst geschehen kann,

sondern Aufgabe der Pioniere ist. Dann entwickelt sich auf dem Kriegsfelde eine überaus rege Bautätigkeit, die gleichsam auf die ersten und einfachsten Erzeugnisse der Baukunst zurückgeht, indem sie Wohnbauten erstehen läßt, wie sie die Menschen in den ersten Anfängen ihrer Kultur-entwicklung hergestellt und benutzt haben mögen.

Die Lagerbauten, die den Truppen im Felde als Unterkunft dienen, bestehen immer aus festen und geschlossenen Holzhütten, die verhältnismäßig viel Baustoff und Arbeitszeit erfordern und deren Errichtung nach ganz bestimmten Vorschriften, die das Ergebnis langer Erfahrungen auf diesem Gebiete sind, erfolgt. Die Größe bzw. die Abmessungen der Lagerhütten richten sich nach der Zahl der Leute, die in ihnen untergebracht werden soll. Für jeden Mann wird eine Lagerlänge von mindestens 2 Metern und eine Lagerbreite von 0,6 Metern, für Öänge 1 Meter Breite und 2 bis 2,5 Meter lichte Höhe angenommen. Die Länge der Lagerhütten nimmt man, um Giebelwände unnötig zu machen, gewöhnlich nicht unter 6 Meter, jedoch auch nicht länger wie 10 Meter, wie es die Rücksicht auf Licht und Luft erfordert. Die Dachform wird am zweckmäßigsten rechtwinklig gehalten. Winterhütten werden zum besseren Schutz gegen die Kälte in die Erde versenkt, jedoch nicht tiefer wie 0,75 Meter; nur wenn die Erdwände bekleidet, eine Dielung hochverlegt und außerdem täglich geheizt und gelüftet werden kann, kann die Hütte noch tiefer versenkt werden. Ofen und Rauchabzug werden miteingebaut. Das Breiterdach erhält, wenn möglich einen Belag aus Dachpappe, die das Eindringen von Nässe verhüten soll. Zumeist wird die Dachfläche noch mit der bei der Ausgrabung gewonnenen Erde bedeckt, und die so hergestellte Erddecke bietet bei genügender Stärke einen guten Schutz gegen Geschosse und selbst gegen Sprengstücke; Einrichtungen zum Anhängen der Gewehre, zum Ablegen der Tornister usw. sind ebenfalls in den Vorschriften für die Errichtung solcher Hütten mit vorgesehen. Im übrigen bleibt es den Mannschaften, die in diesen Hütten Aufenthalt nehmen sollen, überlassen, sich diese durch Schaffung von weiteren Einrichtungen und durch Beschaffung und Verwendung aller möglichen Einrichtungsgegenstände, Möbelstücke usw., soweit sie solcher habhaft werden können, so wohnlich und gemütlich auszugestalten, als es ihnen nur möglich ist. Manche Mannschaften entfalten in der Ausstattung ihrer Lagerhütten, in der Herbeischaffung und Verwendung aller möglichen Gegenstände, die den Aufenthalt hier möglichst wohnlich machen sollen, eine wahre Genialität. Auch für die Pferde muß der Bautechniker des Kriegsschauplatzes sorgen. Windschirme und regelrecht ausgeführte Pferdeställe mit Krippe, Raufe, Jaucheabfluß usw. müssen hergestellt werden, und so mancher Pferdestall, der draußen im Felde erbaut wird, hält, was Zweckmäßigkeit der Anlage betrifft, den Vergleich mit der Rosseunterkunft in der Stadt vollkommen aus. Auch Anlagen für die Wasserversorgung von Mensch und Tier gehören in den Bereich der kriegsmäßigen Bautechnik; sie bestehen in Brunnen oder einfachen Schöpf- und Tränkstellen, die durch geeignete Einfassungen gegen Verunreinigungen geschützt werden. Auch Aborten müssen errichtet werden und werden durch Aufschüttung von Gräben hergestellt, vor die aus Stangen und Pfählen eine zwar sehr primitive, aber durchaus ausreichende Sitzvorrichtung angebracht wird.

Die eigentliche Schwierigkeit bei allen diesen Bauarbeiten besteht nicht in der Ausführung, in welcher die Pioniere eine sehr große Geschicklichkeit entfalten, zumal sich unter ihnen ja viele gelernte Bautechniker, Zimmerleute usw. befinden, sondern in der Beschaffung des Materials, was besonders dann der Fall ist, wenn in der Umgegend keine Wälder vorhanden sind, aus denen die geeigneten Hölzer entnommen und zugerichtet werden könnten. Wo größere Lager für längere Zeit ge-

baut werden, muß daher das Material durch Transporte, oftmals aus sehr entfernten Gegenden, herangeholt werden, was immer mit sehr vielen Schwierigkeiten und Zeitverlusten verbunden ist. Nach Möglichkeit werden dabei die Bauhölzer schon am Herkunftsorte in vorbereiteten Zustand gebracht, was in Sägemühlen, Holzbearbeitungswerkstätten usw. geschieht, so daß die vorbereiteten Teile am Lagerort nur zusammengesetzt werden brauchen. Selbstverständlich aber verstehen sich die Pioniere auch darauf, das rohe Holz für den Lagerbau herzurichten. Mit Hand- und Maschinensäge arbeiten sie, und auf dem Kampffeld entstehen so Sägemühlen und ausgedehnte Holzplätze, wo die in den nahegelegenen Wäldern gefällten Stämme oder auf dem Transportwege herangeschafften Hölzer zu Brettern und Bohlen zerschnitten werden.

Ein sehr eigenartiges Erzeugnis der Bautätigkeit der Pioniere sind die Beobachtungswarten, die dem Beobachtungs- und Signaldienst dienen. Solche Warten werden in Form hölzerner Bühnen in die Kronen hoher Bäume oder mit Hilfe von Rüststangen hineingebaut und gewähren eine gute Übersicht über weitere Entfernungen. Auch der Signaldienst mit Winkerflagge und Heliographen wird hier ausgeübt. Die Warten werden mit bequemen Zugängen, auch mit Kartentischen, festen und genügend breiten Böden für die Aufstellung des Scherentennohres und ebenso auch mit Schutzvorrichtungen gegen Schrapnellfeuer, sowie auch gegen die Unbilden der Witterung versehen.

Noch zahlreiche andere Aufgaben erwachsen dem Bautechniker auf dem Kriegsschauplatz, wie Brückenbau, Wegebau usw., doch sind das Spezialgebiete der Kriegstechnik, die auch einer gesonderten Behandlung bedürfen. An dieser Stelle wollen wir nur noch einer besonderen Art der technischen, bzw. bautechnischen Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatze gedenken, nämlich der Herstellung von Mitteln zur Übersetzung kleinerer Truppenabteilungen über Gewässer. Denn wenn auch für solche Zwecke in erster Linie Brücken in Betracht kommen, so ist es doch nicht in allen derartigen Fällen möglich, Brücken zu schlagen. In solchen Fällen müssen daher andere Mittel für die Übersetzung von Mannschaften, Tieren und Kriegsgesetz, wie es gerade zur Hand ist oder beschafft werden kann, hergestellt, ebenso auch Tonnenfloßfähren und Balkenfähren, die zum Übersetzen kleinerer Abteilungen dienen. Wenn Wagen überzusetzen sind und weder Brücken noch Fähren für diesen Zweck vorhanden sind bzw. benutzt werden können, so behilft man sich, indem die Wagen durch Anbringen von Tonnen an den Seiten selbst schwimmbar gemacht werden. Auch das Übersetzen von Geschützen kann auf Flößen geschehen, die durch seitliches Ansnüren von Tonnen eine verhältnismäßig große Tragfähigkeit erlangen. Pferde endlich werden durch Schwimmen leicht übergesetzt, indem sie von den in einem Boot sitzenden Leuten an die Leine genommen werden. Die Pferde können fast alle von Natur aus schwimmen, und die Kavalleriepferde werden außerdem schon im Frieden durch geeignete Schwimmübungen zur Furchtlosigkeit vor dem feuchten Element erzogen, so daß sie dem Übersetzen auf die beschriebene Weise keinerlei Schwierigkeiten bereiten.



Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3

— Erscheint allmonatlich. —

1916.



Unsere Muttersprache. *)

Daß der innigste Gedanke
Immer gern noch deutsch erklingt,
Herzenslust und Herzenswehmut
Man im deutschen Wort noch fängt,

Daß die liebe Muttersprache
— Schmach dem, der sich ihrer schämt! —
Noch aus unserm Munde tönet,
Ob auch mancher drum sich grämt,

Dies ist wohl noch Kindestreue,
Die im lieben Heimatland
Kündet längst entschwund'nen Ahnen,
Daß wir sie noch nicht verkannt!

Ja, in edlem deutschen Worte
Sei besungen Lust und Leid. —
Kühn voran, ihr deutschen Töne,
Trohet unsrer schönen Zeit!

Karl Bernbard, in den „Erl. Renjahrsblättern“ 1847.

*) Aus dem Buche „Deutsche Stimmen im Elsaß“. Verlag des Evang. Bundes, Berlin W. 35.

Zwei Originale.

Man sagt, die eigengearteten Menschen seien seltener geworden, und sieht man sich um im Gegenwartsleben, sollte man's auch wohl meinen. Unsere hastige Kulturentwicklung hat unbestreitbar etwas Gleichmachendes und verwirft auch alle moderne Erziehung die Schablone, will sie auch in ernstem Bemühen festgegründete Charaktere und nicht Verdenmenschen erziehen, immer mehr fühlt sich das gegenwärtige Geschlecht in seiner sich anpassenden, gleichmachenden Uniformierung am wohlsten, äußerlich und innerlich. Sich anpassen, nicht auffallen, das trieb die Gegenwartsleute mit der Muttermilch ein, und es ist nicht einzusehen, daß das ein schlimmer Schade sein sollte. Wohin sollten wir kommen, wenn auf Gottes weiter Erde jeder seine durch Kultur und Gesittung gottlob gebändigten „Eigenarten“ glaubte zur Geltung bringen zu müssen. — Trotzdem, solche eigenartige Menschenknorren, in deren Köpfen sich die Welt anders malt, oder die wenigstens von ihrer menschlichen Umgebung als merkwürdige Heilige betrachtet werden, gibt es sicherlich noch manche in des Menschenschöpfers „großem Tiergarten“, besonders im stillen Land, das den Menschen noch zum Verkapfeln in ihr ureigenstes Inneres Zeit läßt. — Sonderbar, die meisten der bis jetzt gezeichneten Originale kommen mir, mit Jugendaugen geschaut, wie Rückblicke ins Kinderland vor, durch das diese Gestalten mitschritten als ganz besondere Wesen, die sich hoch herausheben aus dem Schwarm der übrigen, die unser Kinderinteresse nicht nachhaltig fesselten. Solcher Eigenarten, die durch das Wunderland der Jugend in starken, haftenden Eindrücken mitgingen, sei auch jetzt hier gedacht.

1. Die Schweizergritt.

Ihr richtiger, wohl auch schon abgekürzter Name mag „Grete“ gewesen sein, wie der Leser wohl schon erraten wird. Wie die weitere Benennung andeutet, muß ihre Wiege in der Schweiz gestanden haben. Das deutete auch ihr seltsames

„Schweizer Ditsch“ klar an, das uns Kindern so urkomisch vorkam, das wir zur guten Hälfte gar nicht verstanden und das wir in den beliebtesten am häufigsten gebrauchten Nebensarten der Gritt mit sehr zweifelhaftem Erfolg nachzuahmen versuchten. Die Berge ihrer Heimat hatte sie verlassen, war dem Mann ins Hardorf gefolgt, nach langjährigen Irrfahrten in der Welt umher, hier hatte sie ihn begraben, war mittellos zurückgeblieben, das nicht beneidenswerte Los einer Gemeindefürsorge im Dorf wartete ihrer. Das Alter kam, allzu viel Arbeitslust hatte sie nie besessen, die Versorgung durch die Gemeinde war dürftig, da kam langsam die Gewöhnung an Bettelfahrten. Die Dörfer der unteren Kar wurden ihr „Arbeitsgebiet“, das sie immer wieder in regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen „durchgraste“. Kam sie dann, tiefgebeugt die Gestalt, das Gesicht faltig und runzelig, den Korb zur Seite, war sicher die Jugend zur Stelle, und unter ihrem hellen Rufen: Die Schweizergritt, die Schweizergritt, hielt sie ihren erfreulichen Einzug. Daß es die liebe Jugend auch an derbem Bubenspott der alten Frau gegenüber nicht fehlen ließ, wird weiter nicht wundernehmen. Dann war sie stets ihres Mundwerks gründlich mächtig, und nie fehlte dabei die oft deplacierte Aufforderung: Wollt 'r in die Schule gah! Wenn's gar zu arg wurde, wußte sie auch öfter dort zu pehen, und das verschaffte ihr dann stets eine zeitlang Ruhe. — Alle Häuser suchte sie bei ihren Gängen nicht heim, sondern nur die wohlhabenden, und unter diesen im Lauf der Zeit nur diejenigen, in denen die Ausbeute sich lohnte. Leute, die sie nicht zu ihrer Zufriedenheit beschenken, konnten gewiß sein, von ihrer scharfen Zunge im ganzen Dorf läbel zerzaust zu werden. Sie wurde so unterstützt mit allem Möglichen zum Leben Erforderlichen, daß sie wahrlich keine Not zu leiden brauchte, hätte sie nur nicht so vieles davon, was sich nur irgendwie dazu eignete, beim Krämer in Schnaps umgeseht. Das gab denn ein übles Bild, wenn sie dergestalt mit voller Ladung heimwärts zog, oft aber nicht so weit kam, sondern durch hilflose Hände mehr oder weniger unsanft in ihr armseliges, baufälliges Hättchen gebracht werden mußte, und dort auf dem Leinwandboden niedergelegt wurde, denn zu Bodendielen hatte es das Armenhäuschen noch nicht gebracht, in dem sie mütterseelenallein hauste. Außer dem Schnaps sparte sie sich sonst wohl das Nötigste am Mund ab, um es ihrer verheirateten Tochter zu übermitteln, die das nach allgemeinem Urteil der Leute gar nicht nötig hatte, sondern sich wohl mehr um die alte Mutter hätte kümmern dürfen. Der Mutterstolz füllte ihr ganzes armes Leben aus, nicht genug konnte sie von ihrer Tochter Rühmendes berichten. Aber dieses ihr Leben und Handeln verschmerzte ihr viel die Günst der gutmütigen, freigebigen Bevölkerung, schließlich fand sie im Dorf selbst fast nur verschlossene Türen, nach auswärts wurden ihr die Gänge immer schwerer, und beweglich war jetzt ihr Klagen, wenn sie wieder einmal erschien. So wurden die letzten Lebensjahre rechte Sorgenjahre, bis man sie endlich erlöst in ihrer Hütte fand.

Keinen herben Verlust bedeutete der Tod der „Schweizergritt“, aber eine eigenartig sich abhebende Persönlichkeit war aus dem Dorfleben der Gegend geschieden, die in Überlieferung und Anekdote in der Volkserinnerung noch lange Zeit lebendig bleiben wird.

2. Der Wäschtekerl.

„Wäschtekerl“, zu gut Deutsch „Wärstekerl“, unter einer anderen Bezeichnung kannten wir ihn gar nicht. Als eine

ehrfürchtige, besser, gefürchtete Gestalt, ging er durch unser Jugendleben. Auch er erschien in regelmäßigen Zeiträumen in den Markörfen, die kleine kräftige Gestalt gebüdt, unter der schweren Last des mit Bürsten aller Art gefüllten Tragkorbes auf dem Rücken, in der Hand einen kräftigen Knotenstock, das Gesicht durch einen langen Vollbart verfinstert. „Bürste-ware lauft“, klang sein dröhnender Ruf scharf abgebrochen durch die Straßen. Gemessenen Schritts schritt er unbeirrt langsam seines Weges fürbaf. Wer etwas kaufen wollte, mußte sich schon heraus zu ihm bemühen, er suchte niemand auf. Ein geschwiegener Kaufmann war er auch keinesfalls, sondern kam den Leuten gar zu leicht faugroh. Seine Ware war nämlich recht teuer, und er ließ keinen Pfennig nach, aber dafür war alles, was er verkaufte — auch sehr gut, und das sicherte ihm immer wieder Abfah. An ihn wagte sich Vubenkedheit nicht heran. Mehrmals hatten einige Beherzte versucht, ihm zuzurufen: „Wäschtele, Wäschtele“, aber er hatte sich nur umzudrehen brauchen und mit finsternem Blick drohend den Stod zu heben, da retirierten sie sich und ließen's künftigh. Auch er gehörte zum Dorfild. Wlib er einmal über die übliche Zeit aus, dann fehlte etwas, man erging sich in Vermutungen und Befürchtungen, bis schließlich zur allgemeinen Erleichterung sein wohlbekannter Ruf ertönte. „De Wäschtele, himmi“, ging dann die Kunde von Haus zu Haus. Frauen, die gerade große Wäsche auf der Bleiche hatten, wurde aber dann das Herz doppelt schwer. Der „Wäschtele“ war nämlich, wie, wußte er sicher selbst nicht, zum untrüglichen Wetterpropheten geworden. Mag's sich einigemal zugetragen gehabt haben, kurzum, es war bombensicher, er brachte Regen mit. Ihm selbst schien dieser Nimbus ganz gut zu behagen, und er sich in seiner bärbeißigen Haut sehr wohl zu fühlen. — Da endlich nückte alles Warten nichts mehr, er hatte das Niedersteigen vom hohen Taunus, woher er stammte, vergessen, Wirstenlorb und Lebenslast hatte ihm ein stärkerer Arm abgenommen. Aber geregnet hat es merkwürdigerweise doch auch noch weiterhin. F. U.-H.

Ufingen im Taunus.

Von G. S.

Wohltuend ist es an den tannenumrauschten Höhen des Taunus. Sanft ansteigende besäte Hügel, die wiederum von verschiedenen Ausläufern der Taunuslette überragt werden, schließen das freundliche Städtchen Ufingen ein, dessen Dasein weit zurückreicht. Schon die Römer fühlten sich hier behaglich. Später hinterließen die Kämpfe der Römer mit den Germanen ihre Spuren. Die Ruinen der alten Burgen zeugen heute noch von den Schrednissen vergangener Zeiten. Was aber kein Raubkrieg vernichten konnte, das war die unvergleichliche Natur mit ihren Gesundbrunnen.

Ufingen bietet in seiner Umgebung ein wechselvolles Wandelpanorama und einen Blick in die stille Waldpoesie. Ein sanft wallendes, grünes Wäldermeer, so weit du schaust, nur hier und da mitunter unterbrochen von einem Schlag. Das ist unseres Städtchens grünsamtnr Mantel, den unser Herrgott ihm umhing zum Schutz und Schirm gegen des Bergwindes allzu rauhes Toben und der Winterkälte allzu grimmen Zahn. Die ausgebreiteten Waldungen des Taunus üben einen sehr günstigen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse des Städtchens aus, indem sie die Sommerhize beträchtlich mildern. Wohlgepflegte Landstraßen führen nach Ortschaften und Städten, zu denen sich auch noch eine Eisenbahn gesellt, die Rhein, Main und Rahn verbindet. Die Bergstraßen sind alt, berühmt und bemerkenswert.

Erklimmen wir einmal den „Hohberg“ (414 Meter), der nördlich von hier liegt und in einer halben Stunde bequem zu erreichen ist, um uns an dem lieblichen Jbhl, das sich zu unseren Füßen ausbreitet, zu erfreuen. Zwar sind auf den der Stadt allseitig umkränzenden Bergen der Punkte gar verschiedene, die jeder wieder in anderer Variation miteinander wetteifern, das Bild uns darzubieten, und man könnte streiten, welcher Blick der schönste sei, aber die Aussicht über Ufingen und Umgebung vom Hohberg bildet die umfassendste und wird im Wesen harmonisch durch die von unweit grünen Zentralriesen, dem Großen Feldberg und seinen Nachbarn, abgeschlossen. Gar traulich und zierlich nehmen sich die netten Häuser, durch die Entfernung verkleinert, im Grund aus; überall Leben und frische Bewegung.

Schon in früherer Zeit waren hier eine blühende Spinnerei und Weberei stark vertreten, woran noch die Straßen „Klauber-“ und „Hirgasse“ erinnern. Wer damals in deren Kunst eintreten und das Recht zum Tuchmachen erhalten wollte, mußte 4 Reichstaler entrichten. Mit den Hugenotten kam größere Gewerbetätigkeit nach Ufingen. Es waren arbeitsame, redliche Handwerker, Fabrikanten und tätige Kaufleute, und viele Fürsten nahmen sie mit Freuden auf. Auch Fürst Balrad gewährte einem Teil solcher Vertriebenen eine neue Heimat, und so kam es, daß sich auch in Ufingen, wie in mancher deutschen Stadt, eine französisch-reformierte Gemeinde bildete. Nachdem die Hugenotten eingewandert waren, entstanden hier vor allem zahlreiche Gerbereien, daneben blühte die Strumpfabrikation, die Flanell-, Woll- und Leinweberei. Die neuen Ansiedler erbauten die Neustadt. So hatte sich im Lauf des 18. Jahrhunderts verhältnismäßig viel gewerbliche Tätigkeit entwickelt. Die fast immerwährende Anwesenheit der prinziplichen Familie, sowie zeitweiliger Aufenthalt des Hofes und ihm nahestehender adliger Personen brachten Verdienst für mancherlei Handwerk und förderten den Verkehr. Doch mit der Verlegung des fürstlichen Wohnsitzes nach Wieblich a. Rh. und der Regierung nach Wiesbaden änderte sich mit der Zeit so manches; die Webstühle verschwanden allmählich, gar manche Gerberei ging ein u. a. m.

An größeren gewerblichen Anlagen sind eben zu nennen: zwei Gerbereien, eine Branntweinbrennerei mit Apfelweinkelerei, zwei Gießereien, eine Ziegelei mit Ringöfen, zwei im Entstehen begriffene Fabriken.

Wenden wir von bekannter Höhe unseren Blick rechts am Wald entlang dem Tal zu, siehe, da schimmert's wie flüssig Silber aus dem Grund. Ein frischer Wind kräuselt die kristallklaren Wellen des Hattsteins-Weihers und treibt sie im lustigen Tanz auf und nieder am Ufer. Ernsthaft schauen die jungen und alten Bäume des Weiherkopfes dem uralten Spiel von Wind und Wasser zu. Das so gesunde Schwimmen kann hier nach Herzenslust ausgeübt werden, während der Weiber im Winter oft der Tummelplatz der Schlittschuhläufer ist. Aus dem Städtchen selbst fällt die von außen schlichte, sonst aber sehenswerte alte evangelische Kirche mit ihrem massigen Turm in die Augen. Der Turm ist so recht der bergigen Umgebung Ufingens angepaßt. In der Kirche befindet sich neben manchen Sehenswürdigkeiten die Fürstengruft und auch die Ruhestätte des ersten Herzogs von Nassau. Links der Kirche zieht sich ein Stück der alten Stadtmauer aus dem 15. Jahrhundert. Innen und außen der Kirche findet man künstlerische Grabsteine. Vom Bahnhof kommend, fällt uns ein altes stattliches Haus mit einer Gedenktafel auf; es ist das Geburtshaus des Geigenkönigs Aug. Wilhelmj; in einem Zimmer ist der Nachlaß des Künstlers aufbewahrt und dem Publikum zugänglich. Diesem Strazenzug folgend, trifft man verschiedene mittelalterliche Fachwerkhäuser, und das 1878 errichtete Gebäude für das Lehrerseminar an, das auf dem Platz des ehemaligen, 1873 abgebrannten Fürstenschlosses steht, von dem nur die vordere Gittereinfassung erhalten blieb. Lehrerseminar und Präparandenanstalt (paritätisch) wird von 200 Schülern besucht, welche teils im Internat, teils in der Stadt wohnen.

Unmittelbar an das Seminargebäude schließt der Schlossgarten an, der den Kunst- und Natursinn seines Erbauers, des Fürsten Balrad, bezeugt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Park nach französischem Geschmack, in fünf Terrassen aufsteigend, angelegt; er ist zum Teil in jüngster Zeit in städtischen Besitz übergegangen. Seit mehreren Jahren ist er neu hergerichtet, der Wanderer, der hierher seine Schritte lenkt, wird das nicht bereuen. Naturfreunde werden beim Durchschreiten des Parks an manchem alten Baumriesen Halt machen und besonders bei einer Anzahl wohl 200jähriger Taxus (Eibenbäume) — für unsere Gegend eine Seltenheit —, deren dunkles Grün seltsam von dem hellen Laub der Buchen, Eichen und Birken absticht. Am unteren Eingang ist noch ein Stück der alten Stadtmauer aus dem 15. Jahrhundert, sodann die schöne „Kaiser-Friedrich-Allee“, eine vierfache Buchenallee, die zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Friedrich 1879 nach ihm genannt wurde. Auf der oberen Terrasse sieht man das schlichte Denkmal für den ehemaligen Landesdirektor Wirth (1826 bis 1895), ein Ufingener Kind, der auch Abgeordneter für Ufingen

gen war und dem Stadt und Kreis nun ihre Dankbarkeit übers Grab hinaus bezeugen. Das braune Reliefbild ist trefflich ausgeführt. Im früheren Schloßweier plätschert ein Springbrunnen. Im Mittelpunkt der oberen Terrasse erhebt sich auf einem Unterbau aus großen Drusen von Quarzkrystallen, wie sie sich hier in Quarzsteinbrüchen vorfinden, das Walrad-Denkmal, das die Ufingen zur Erinnerung an den Schöpfer von Schloß und Park und zum Gedächtnis an den Ahnherrn der Dynastie gestiftet haben. Das Portrait-medailion in Erz zeigt den stattlichen Herrn in Ritterkleidung und der Perücke mit langen Locken; zwei kleinere Medailions sind rechts und links angebracht; es sind die späteren Fürsten Karl und Karl Wilhelm. Ufingen war von 1659 bis 1816 Residenz des Fürstentums Nassau-Ufingen. Ein Rundgang durch das Städtchen bezeugt uns seine wechselvolle Vergangenheit.

Am unteren Ende der oberen Terrasse ist ein Aussichtsturm mit historischem Museum. In der Obergasse befindet sich das Kreishaus, früher Prinzenhaus genannt. Friedrich August erbaute es zu einer stattlichen Fürstenwohnung, schmückte die Vorderseite mit Wappen und Monogramm. Durch Verfall des Ansehens ging dasselbe nach und nach in verschiedene Hände über und zuletzt an den Kreis Ufingen. Kreishaus wie das danebenstehende Steueramt sind zwei schöne, im Rokoko-Stil aufgeführte Häuser. Die Neustadt wurde ums Jahr 1700 von Hugenotten erbaut; die Häuser deuten durch die gleichartige Bauart den Umfang der ursprünglichen Kolonie an; die ehemalige kalvinisch-reformierte Kirche dient seit 1823 als Schulhaus. Am Ende der Obergasse verrät ein kleines Häuschen, das ehemalige Zollhaus, wo einstmal Ufingen begann. Zu Ufingen gehörend, liegt unweit der Stadt die Domäne „Stadheim“.

Alljährlich kommen zahlreiche Ausflügler in das an Naturschönheiten so reichliche Ufinger Ländchen, auch „Duchfinlei“ genannt, mit den stillen Talgründen. Das Leben in Ufingen ist im allgemeinen angenehm. Es befinden sich hier gute Gasthöfe und die Einwohnerschaft selbst ist in hohem Maß gastfreundlich. Es macht ihnen Freude, wenn es ihren Gästen in ihrer Heimat gefällt.

Schließlich sei noch aller „Spruchherrlichkeit“ gedacht. „Heimatkunst, Heimatliebe und Heimatverein“, alte, liebe Sterne sind's, die mit neuer Kraft in unserer Zeit erstrahlen. Mehr als in früherer Zeit schenkt man wieder der bescheidenen, im stillen wirkenden Volkskunst ein aufmerksames Auge, ein williges Ohr. Früher hat man die alten Hausprüche achtlos überweisen lassen, heute werden sie erneuert, als Schmutz des Hauses, als Wahrzeichen alter Zeit. „Hausinschriften“ sind bekanntlich ein Spiegel der Sinnesart eines Volkes. Einige dieser Proben aus Ufingen will ich in zwangloser Reihenfolge anführen.

An einem Haus der Neustadt am Marktplatz lesen wir: „Der Fried sei in diesem Haus — der Segen Gottes kommt immer draus. — Ward aufgestellt den 20. April anno 1700. Joh. Walder.“

In der Wilhelmstraße:

„Als man schrieb sechshundert Jar, bis Berlin usgerichtet war, der gnädig u. barmherzig Got behüt für Feur u. Wassernot, für Krieg, Unfried. Pest, Zauberey u. sonstig Unglück allerley.“

In der Untergasse:

„Het ich ein Haus fuir Ungemach, das lieh ich immer one Dach — u. einen Schilt, gewis fir Schelten, die zwi wolt ich gar thewer vergelten — u. het vor Alter ein Salben, die wolt ich streichen allenthalben — u. het auch fuir den Todt ein Schwert, das wer tausend Mark Goldes werdt.“

Auf dem Speicher des Großelternhauses.

Der Artikel des „Landboten“*) über den Speicher des Elternhauses hat in mir eine Erinnerung an einen Besuch auf dem Speicher meiner Großeltern wachgerufen. Es war im Jahre 1894, als mich der Zufall zum erstenmal auf den Speicher des Geburtshauses meines Vaters führte. Ich suchte eine alte Familienurkunde. In einer buntemalten Kiste, wie solche bei unseren Vorfahren in jedem Haus zu finden war, fand ich in der sogenannten „Nebenlade mit Deckel“ das gesuchte Dokument.

*) Vergleiche „Landbote“, volkstümliche Wochenzeitschrift des „Wiesbadener Tagblatts“, Nr. 2, 1914

Aber außer dem Schriftstück barg diese Nebenlade noch eine ganze Anzahl alter Familienpapiere und Aktenstücke, über deren Auffindung ich als Freund alter Sachen hochfreut war. Und wie fein säuberlich waren diese alten Akten geordnet und zusammengeknüpft. Da befand sich ein Pack Briefe von Andern, deren ältester am 16. Februar 1779 ausgefertigt war, dem dann weitere bis in die 1830er Jahre folgten, alle noch versehen mit dem tadellos erhaltenen Siegel der Herzoglich Nass. Hofkammer. Ein anderer Pack enthielt Erbteilungspapiere und dergleichen, aus denen man die niedrigen Preise von Grund und Boden, von Vieh, Mobiliar usw. der vergangenen Zeiten sehen kann. Und wieder ein Bündel enthielt Taufscheine, Heimatscheine, Bürgeraufnahme-scheine usw. und außerdem die Abrechnung über die in den Jahren 1813 und 1814 von meinem Urgroßvater gehaltene Cinquartierung; dieselbe betrug vom 7./11. 1813 bis 1./7. 1814 1451 Mann, wofür 32 fl. 45 Kr. vergütet wurden.

Aber außer diesen Papieren barg die Kiste viele Bücher, meist recht gut erhaltene Exemplare, stammend zum größten Teil aus dem 18. Jahrhundert. Diese Bücher sind meist in Schweinsleder gebunden und mit Verschlussbolen versehen. Einige dieser Bücher mögen hier kurz angeführt sein: „Johann Arnds wahres Christentum, 1730“; „Schwedische Historie“; „Gespräch des Herzens mit Gott, 1737“; „Beispiele der Weisheit und Tugend, 1777“; „Reisen der Franzosen nach Afrika und Ostindien, 1787“; „Orbis Pictus, 1838“; „Französische Bibel vom Jahr 1741“. Als ich diese Bibel öffnete, lag in ihr ein Postpaktabschnitt mit dem Jahresstempel 1858, auf dem als Lesender „Ghrenmann, Wiesbaden“ (wohl ein Pseudonym), verzeichnet stand. Auf der Rückseite des Abschnitts stand folgendes: „Diese alte Bibel wurde von einem meiner Vorfahren vor langen Jahren von einer Familie . . . in Mosbach entliehen. In der Annahme, daß Sie ein Nachkomme dieser Familie sind, sende Ihnen diese Bibel zurück.“ So kam denn dieses alte Buch, nachdem es etwa 60 Jahre von der Familie vermisst war, wieder in deren Besitz. Sollte der betreffende Leser diese Zeilen lesen, so möge er noch nachträglich besten Dank für die Zurückgabe entgegennehmen.

Im vorigen Jahr machte ich auf dem Speicher eines Nachbarhauses einen recht interessanten Fund in Gestalt einer Kanonenkugel. Diese Kugel war im August 1796 von Mainz aus nach Mosbach geschleudert worden, und blieb in einem Baumstamm stecken. Mit der Zeit wurde die Kugel vom Holz des Stammes überwuchert und geriet dadurch in Vergessenheit. Der Baum wurde in den 1860er Jahren gefällt, doch lag der Stamm noch jahrzehntelang umher, bis er vor mehreren Jahren gespalten wurde, wobei die Kanonenkugel wieder zum Vorschein kam.

Mögen diese meine Ausführungen den Lesern Veranlassung geben, auf ihren Speichern nach solchen alten Sachen zu suchen; ich bin überzeugt, daß dabei gar manches alte Andenken an vergangene Generationen, mancher Schatz, der unbeachtet auf dem Dachboden herumliegt, aber für Familiengeschichte und Heimatforschung von hohem Wert ist, aufgefunden wird.

Kr.

Umschau.

Volksbildung. Im Berichtsjahr 1913 ist die Kreiswanderbibliothek des Obertaunuskreises mit der ihr angegliederten Jugendschriftenabteilung um eine weitere Teilbibliothek erweitert worden. Ferner wurde vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung zu Frankfurt a. M., dem der Kreis als Mitglied angehört, eine zweite Wanderbibliothek zur Verfügung gestellt, so daß zurzeit insgesamt 17 Teilbibliotheken vorhanden sind. Die Gemeinde Kellheim hat im verflossenen Jahr eine eigene größere Bibliothek eingerichtet und zugunsten einer anderen Gemeinde für die Zukunft auf eine Teilbibliothek verzichtet. Hierfür ist Hornau berücksichtigt worden. Die Bücherbeschaffung erfolgte wie bisher auf Vorschlag der bestehenden Wücherauswahlskommission. Standsbibliotheken wurden neu eingerichtet in den Gemeinden Ehlhalten, Glashütten, Kellheim, Neuenhain, Schloßborn und Stierstadt. Die Auswahl dieser Bibliotheken erfolgte durch den Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung, dessen Mitglied die genannten Gemeinden sind. Aus Staatsmitteln wurden dem Kreis 100 M. und den katholischen Volksbibliotheken zu Bad Somburg v. d. G.-Kirchdorf und Oberursel je 25 M. überwiesen. Wie

bisher, so wird auch in Zukunft auf weitere Förderung dieser gemeinnützigen Sache Bedacht genommen werden. Der Kreisleserverein des Kreises Höchst zählte im Berichtsjahr 1913 11 Ortsgruppen mit insgesamt 576 Mitgliedern. An Beiträgen von letzteren gingen 144 M. ein. Dazu kamen 150 M. als Beihilfe des Staats und 600 M. als solche des Kreises. Zur Beschaffung von neuen Büchern standen somit im ganzen 894 M. zur Verfügung. Von den Buchereien wurde allwärts in befriedigendem Umfang Gebrauch gemacht.

* **Kind- und Tanzveranstaltungen.** In einer der letzten Nummern des Jahrgangs 1913 des „Landboten“ wurde die Frage berührt, ob Schulkinder öffentliche Tanzbelustigungen besuchen dürften. Verschiedene Synoden hatten sich scharf dagegen ausgesprochen. Ohne mich zur Sache selbst zu äußern, wollte ich nur erwähnen, daß in meiner Heimat, einem Dorf des Kreises Biedenkopf, es allgemein festgelegte Sitte war, daß für die Schulkinder gewöhnlich am zweiten Tag einer öffentlichen Tanzbelustigung ein Extrareigen aufgespielt wurde. Möchte es nun irgend ein Vereinsfest oder nur die alljährliche Kirrmeise sein, der Kindertanz blieb. Unser alter Lehrer, welcher über 40 Jahre am Ort wirkte und mit den Leuten und ihren Gebräuchen und Sitten fest verwachsen war, führte dabei selbst mit einer seiner ältesten Schülerinnen den Reigen an. Dabei fand niemand etwas, ja, es war der Höhepunkt des zweiten Festtags, wenn für die Kinder aufgespielt wurde. Die Musik spielte einen „Schottisch“ oder „Rheinländer“, und Eltern und Geschwister standen um den Tanzboden herum und freuten sich mit oder beteiligten sich auch wohl selbst. So tanzte mancher Vater mit seinem Töchterchen oder ein Bruder mit seiner kleinen Schwester und umgekehrt.

Vermehrung des Schafbestandes. Eine Mahnung, die überall Beachtung von Seiten der Landwirte verdient, erläßt die Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg. Sie weist erneut auf die Notwendigkeit hin, den Schafbestand zu erhalten und zu vermehren. Wenn auch die Schafhaltung infolge der vorjährigen knappen Raufutterernte erheblich gelitten habe, so müsse das allgemeine Streben darnach gehen, mit Beginn der neuen Grünfütter- und Raufutterernte möglichst alle Lämmer für die Vergrößerung des Bestandes aufzuziehen. Das Schaf ist im allgemeinen mit Futterstoffen zu ernähren, die für die menschliche Ernährung nicht in Frage kommen, es macht also von allen Haustieren den Menschen die geringste Konkurrenz. Dazu kommt, daß auch im nächsten Winter, wie in diesem Winter, große Mengen Hammelfleisch als Ersatz für Schweinefleisch gebraucht werden. Es kommt ferner hinzu, daß uns nur ein größerer Schafbestand im ganzen Reich das Material für eine gute Heeresbekleidung sichern kann. Die Schaffleisch- und Wollpreise werden in den nächsten Jahren weiter sehr hoch bleiben und eine sichere Rente der Schafzucht verbürgen.

* **Kleinwohnungsbau.** Für den genossenschaftlichen Kleinwohnungsbau im allgemeinen gab der Geschäftsbericht über das abgelaufene Berichtsjahr des Verbands der gemeinnützigen Bauvereine im Großherzogtum Hessen, den der Großh. Landesbauinspektor Greßchel als Vorsitzender des am 27. September in Groß-Steinheim abgehaltenen Verbandstags erslattete, einige gute Lehren und Anregungen. Der genannte Vorsitzende hob hervor, daß für die Arbeit der Bauvereine nach dem Frieden sich jetzt bestimmte Ziele herausgestellt hätten. Die Befürchtung einer großen Wohnungsnot teile er nicht für das Großherzogtum Hessen, jedenfalls sei Vorsicht geboten. Der zu erwartenden Bodenpreisinflation müsse energisch entgegengearbeitet werden. Die Geldfrage sei für Hessen gut geregelt. Die von dem deutschen Verband für Wohnungsreform an den Reichstag gerichteten Anträge müsse man unterstützen. Der Redner berichtete weiter über die Revisionstätigkeit, die ein gutes Ergebnis gezeigt habe; die finanzielle Lage der Bauvereine sei durch den Krieg nicht erschüttert. Nach dem Krieg sei von Bedeutung der Kleinwohnungsbau, insbesondere für kinderreiche Familien. Es sei Pflicht der Allgemeinheit, den Familien mit großer Kinderzahl gesunde Wohnungen zu verschaffen. Bisher sei in dieser Beziehung zu wenig geschehen, das müsse nach dem

Krieg anders werden. Wenn nötig, müßten öffentliche Mittel bereitgestellt werden. Wichtig sei auch die Ansiedlung von Kriegseinvaliden. Auch hierbei hätten die Baugenossenschaften mitzuwirken. — In der sich anschließenden Besprechung empfahl Geheimrat Dr. Dieß, Vorsitzender der hessischen Landesversicherungsanstalt, dem auch der Vorsitz des Landesauschusses für Kriegsbeschädigtenfürsorge übertragen ist, für die nächste Zeit große Vorsicht bei beabsichtigten Neubauten. Es dürfe nur das Bedürfnis mitsprechen. Die Landesversicherungsanstalt werde ihr Wohlwollen auch fernerhin den Bauvereinen widmen. Die Ansiedlung von Kriegseinvaliden dürfe nicht in Masse erfolgen. Er wies dann noch auf die Bedeutung der Hypothekarlebensversicherung hin. — Über die Bürgschaftübernahme des Reichs für Darlehen der Bauvereine verbreitete sich Pfarrer Loos (Wußbach). Nach einer Ansprache wurde der Vorstand beauftragt, dahin vorstellig zu werden, daß 1. alle Minderbemittelten und nicht nur Arbeiter und Reichsbeamte der Wohltat dieser Bürgschaft teilhaftig werden, daß 2. die Bedingungen, an welche die Bürgschaft geknüpft ist, entsprechend erweitert werden, so auch kleinere Bauvereine berücksichtigt werden können, und daß endlich die Bürgschaftssumme, die gegenwärtig 25 Millionen beträgt, entsprechend erhöht wird.

Vogelschutz. Im Verwaltungsbericht des Rheingaulkreises für das Jahr 1913 lesen wir: Die für die Bekämpfung des Heu- und Sauermwurms noch verfügbaren Mittel des Staats usw. sollen nach einer Anregung des Herrn Oberpräsidenten nunmehr zur Förderung des Vogelschutzes gleichfalls im Interesse der Wurmbekämpfung bereitgestellt werden. Die Verhandlungen, die diesbezüglich mit den weinbautreibenden Gemeinden gepflogen wurden, hatten den Erfolg, daß 15 Gemeinden sich zu verschiedenen Einrichtungen verpflichteten. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um die Anlage von Vogelschutzgehölzen in 8 Gemeinden, um die Anbringung von Nistkästen und die Ausbildung geeigneter Personen in einem Vogelschutzkursus, sowie um die Aufstellung von Futterhäusern, Anbringung von Sperlingsfallen (diese als indirekter Vogelschutz), und dergleichen. Die Gesamtkosten dieser Anlagen und Einrichtungen sind auf 8500 M. veranschlagt, von denen der Staat, Bezirksverband und Kreis je ein Drittel übernehmen werden. Die Anlage von Vogelschutzgehölzen würde eine noch wesentlich größere gemordet sein, wenn zu dem Anlauf von geeigneten Ländereien Beihilfen hätten zur Verfügung gestellt werden können; die Bewilligung für diesen Zweck wurde jedoch abgelehnt.

Vollständige Literatur. Du mein Deutschland. Heimatlüder deutscher Künstler. Deutsche Gedichte. Mit einer Titelzeichnung und einem Geleitwort von Hans Thoma. Verlag Fritz Seyder, Berlin-Zehlendorf. Aus dem heißen, unruhigen Kampf, den wir alle draußen und daheim in Tat, Arbeit und Ausbarren mitkämpfen, führt dies schöne Büchlein hinein in die stille Welt deutscher Landschaft, deutschen Lebens in der Natur, in Dörfern und alten Städten. 30 Bilder der besten deutschen Künstler der Gegenwart, wie Viehe, am Ende, Kampmann, Schiele, Schulz, Sied, Thoma, Ubbelohde, Volkmann und anderer, sind hier mit alten, lieben Liedern von Eichendorff, Goethe, Storm, Uhland und Versen von Dehmelt, Hesse, Falke, Villencron zu einem Ganzen vereinigt, das in seiner innigen und doch kräftigen Art jedem, der es einmal in Ruhe beschaute, eine Stunde stillen Friedens geben kann. — Das Jahrbuch für Kleingartenbau, das der Verein zur Förderung des Kleingartenbaues (Frankfurt a. M., Eichwaldstraße 11) herausgibt und das nun im 13. Jahrgang für 1916 vorliegt, steht im Zeichen des Krieges. Sein Inhalt ist vorzugsweise im Interesse der Volksernährung dem Gemüsebau, namentlich den Frühkulturen gewidmet. Durchweg sind einfach durchzuführende Methoden an der Hand zahlreicher Abbildungen beschrieben. Die verschiedenen Tabellen zur Eintragung von Beobachtungen mancherlei Art, der Ernteerträge an Obst und Gemüse dürfte vielen willkommen sein.

Das Eigenheim. Im Verlag der Heimkultur-Verlags-Gesellschaft in Wiesbaden ist ein Buch des bekannten Münchener Eugen Kalkschmidt erschienen, der sich hier in sehr verständlicher und sachkundiger Weise mit der Frage der Erwerbung eines eigenen Heims beschäftigt. Aus der Mietskaserne ins eigene Haus ist der Titel des mit vielen Abbildungen versehenen Werkes, das wir jedem, der die Möglichkeit oder auch vorerst nur die Lust hat, sich ein eigenes Nest zu bauen, recht warm empfehlen können.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.